

Festvortrag aus Anlass des 40jährigen Jubiläums des Margaretha-Rothe-Gymnasiums in Hamburg am 16. September 2010

Sie fragen sich vielleicht, warum zu diesem 3fach-Jubiläum- 20 Jahre Margaretha Rothe, 40 Jahre Hartzloh, 101 Jahre Elise Averdieck - heute ausgerechnet eine Kinderbuchautorin den Festvortrag hält. Diese Frage will ich Ihnen, denn das ist mein Beruf, mit einer Geschichte beantworten.

Vor genau fünfzig Jahren betrat eine sehr ängstliches zehnjähriges Mädchen das Treppenhaus des Elise Averdieck Gymnasiums, der Vorgängerschule also, die damals schon existierte, um dort – denn einen feierlicheren Raum gab es in dem neuen Gebäude nach dem Umzug der Schule noch nicht - seine Einschulungsfeier zu erleben. Es kam begleitet von beiden Eltern, die mindestens ebenso aufgeregt waren wie ihre Tochter: Mehr noch als ihrem Kind war ihnen sehr bewusst, dass sie es gerade eben auf den Weg in eine Zukunft geschickt hatten, von der sie selbst nichts verstanden, und auf dem sie ihm darum nicht würden helfen können. Denn ihre Tochter sollte nun die erste aus der großen Familie sein, die ein Gymnasium besuchte; die das Abitur versuchen wollte in einer Zeit, in der nur wenige Prozent eines Jahrganges diesen Abschluss überhaupt erreichten, und ihnen allen Dreien kam das ein wenig unwahrscheinlich und ein wenig unwirklich und vor allem: beängstigend vor. Das kleine Mädchen hatte in den Wochen vorher sogar täglich Fieber gehabt, das der freundliche Kinderarzt als „einfach nur Angst“ diagnostiziert hatte.

Und bevor Sie nun kommen und sagen, dass es sich hier aber ja nun um eine einigermaßen hysterische Familie handelt, muss ich Ihnen vielleicht noch erzählen, dass das Mädchen über vierzig Kusins und Kusinen hatte, die Bäckereifachverkäuferin und Klempner waren, in der Landwirtschaft arbeiteten oder im Lebensmittelhandel, die jedenfalls, und Onkel und Tanten zögerten auch nicht der Familie das immer wieder zu sagen, etwas *Reelles* machten und nicht so einen Unfug anfangen wie ein Gymnasium. Und noch dazu als Mädchen! Da heiratete man sowieso später bald. Das war ja wohl Größenwahn, das war ja wohl Hochnäsigkeit, da wollte ja wohl jemand besser sein als der Rest der Familie, was?

Ich kann mich noch gut an diesen ersten Tag, an die verwirrten Gefühle und vor allem meine Ängste erinnern. Denn wer das kleine Mädchen war, ist Ihnen allen ja inzwischen längst klar und damit auch, warum ich heute hier stehe. Ich kam aus einer großen Familie, ich kam aus einer Schicht, in der das Abitur bis dahin nicht zum Lebensentwurf gehört hatte, und ich hatte das Gefühl, unerlaubt in eine Welt einzubrechen, die mir eigentlich nicht zustand, deren Spielregeln ich nicht kannte, und ob ich sie jemals lernen würde, bezweifelte ich sehr.

Denn das Elise Averdieck Gymnasium, Ihre Vorgängerschule also, war ja nicht einfach irgendein Gymnasium, es war seit 1909 als Oberlyzeum eine der ersten Hamburger Schulen, an denen Mädchen ihr Abitur ablegen konnten, und das waren, wie Sie sich denken können, ganz sicher nicht die Töchter der niederen Stände: Töchter von Anwälten und von Ärzten, von Reedern, Pastoren und wohlhabenden Kaufleuten besuchten diese Schule, auch wenn sie manchmal vielleicht nicht haargenau das selbe lernten wie ihre Brüder an den Nachbargymnasien: Noch zu meiner Zeit hatte das Elise Averdieck Gymnasium einen hauswirtschaftlichen Zweig, denn Hauswirtschaft zu lernen war von je her die vordringlichste Aufgabe für ein Mädchel von Stand gewesen und war es in vielen Köpfen noch; schließlich sollte sie später einmal einem großen Haushalt vorstehen, Dienstboten und Gärtnern befehlen und kompetente Pläne für rauschende Feste machen.

Dass dieses Lebenskonzept für Frauen schon 1960, als ich die Elise Averdieck Schule betrat, längst obsolet war, war vielen Menschen damals, gar nicht so viele Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkriegs, noch immer nicht klar. Dass ihre Vorstellung von der Gesellschaft, in der sie lebten, längst obsolet war, war ihnen nicht klar, wie ja auch heute manchem nicht klar ist, dass er in einer gewandelten Gesellschaft lebt, in der das ursprüngliche „die“ schon lange zum „Wir“ dazugehört. Und darum wehte damals an Orten wie dem ehemaligen Oberlyzeum eben

noch immer der Hauch einer ständischen Vergangenheit, der denen, die nicht in das richtige soziale Umfeld hinein geboren worden waren, Angst machen konnte. Wenn die Englischlehrerin, Fräulein von Hindenburg - natürlich ein Fräulein, denn das hatten Lehrerinnen an höheren Schulen doch schließlich zu sein! – die Enkeltochter des ehemaligen Reichspräsidenten war und die Musiklehrerin eine Freifrau von und zu, wo ich doch bis dahin nicht einmal gewusst hatte, dass es so etwas Hohes und Feines im echten Leben wirklich gab und nicht nur in den Märchen, dann machte moich das einerseits stolz, zeigte mir aber andererseits doch auch immer wieder, dass ich mich hier vielleicht nicht am rechten Ort befand.

Natürlich sagte damals niemand zu mir: „Du gehörst hier nicht her!“ Aber dass ich mich so fühlte, beweisen wiederholte Einträge in meinem Tagebuch, und in meinem Buch „Monis Jahr“, das zwar nicht wirklich autobiografisch ist, obwohl es hier in Barmbek spielt, und in dem ich viele Erinnerungen aus dieser Zeit verarbeitet habe, lasse ich die zehnjährige Moni bei ihrer Einschulung im Gymnasium denken:

*Auf einmal hat Moni das Gefühl, dass sie hier vielleicht gar nicht hergehört. (...) Wenn es mir nicht gefällt, bin ich einfach ganz schlecht, denkt sie. Aus unserer Familie war bisher noch keiner auf der höheren Schule. Haben wir auch nicht gebraucht. (...) Ich muss ja wohl dumm gewesen sein, dass ich hierher wollte. Aber ich konnte ja auch nicht wissen, wie es sein würde.*

Warum erzähle ich Ihnen das alle so ausführlich? Schließlich geht es hier ja nicht primär um hundert und ein Jahr Elise Averdieck, schon gar nicht um mich, sondern vor allem um zwanzig Jahre Margaretha Rothe Gymnasium. Aber vor allem in den letzten Wochen bin ich oft verblüfft gewesen, wie aktuell meine eigenen Erfahrungen auf einmal wieder scheinen. Natürlich, unser Schulsystem hat sich in manchem grundlegend geändert, 40% eines Jahrgangs machen inzwischen in Hamburg ihr Abitur, und dass das Gymnasium nur die Schule für die höheren Stände wäre, wird heute niemand ernsthaft mehr behaupten wollen. Und trotzdem wissen wir, dass ganze Gruppen der Gesellschaft nach wie vor von höherer Bildung so gut wie ausgeschlossen sind; die Diskussion um den Bildungserfolg und die Integration von Migranten hat ja in den vergangenen Wochen auf sehr ungute Weise sämtliche Medien umgetrieben und Herrn Sarrazin und seinem Verlag damit durch eine der cleversten Marketingkampagnen, die ich auf dem Buchmarkt seit Harry Potter erlebt habe, die Taschen gefüllt.

Halt, halt, halt!, wird jetzt mancher rufen. Aber das ist doch ganz etwas anderes! Wir bemühen uns ja! Die wollen ja selber nicht! Oder wenn sie wollen, wollen sie alles umsonst, ohne Anstrengung, ohne Leistung! Und hinter vorgehaltener Hand fragt sich mancher denn eben doch, ob es nicht die Gene sind, die dazu führen, dass so wenige Jugendliche türkischer Herkunft ihr Abitur schaffen, deutsche eben deutlich mehr; allerdings, und damit ist wenigstens das skurrile muslimische Gen, das in der Diskussion immer wieder auftaucht, vom Tisch, bestehen doch auch deutlich mehr Schüler mit iranischem oder afghanischem Hintergrund das Abitur als, wie es inzwischen heißt, autochthon deutsche.

Vielleicht sollten wir uns aber einmal ganz kurz ansehen, was sich denn wirklich verändert hat seit meiner Zeit im Gymnasium - und was gleich geblieben ist. Nach wie vor sind schon die Vorstellungen davon, was ihr Kind im Leben einmal erreichen kann, in dieser Gesellschaft sehr ungleich verteilt. Während Eltern mit Hochschulstudium bei der Geburt ihres Kindes ganz selbstverständlich davon ausgehen, dass es später einmal mindestens denselben formalen Bildungsabschluss erreichen wird, wie sie selbst, ist das bei vielen Eltern, die einen andern nationalen, kulturellen Hintergrund haben, eben nicht so selbstverständlich. Ja, sicher, wünschen würden sie sich das auch, davon träumen, das tun sie; aber was dazu gehört, was schon gleich in den allerersten Jahren eines Kindes geschehen muss, damit sein Gehirn auf eine Weise reifen kann, die ihm später den Zugang zu einer besseren Bildung kognitiv überhaupt ermöglicht, das haben viele von ihnen selbst in ihrer Kindheit nicht

erfahren, das erklärt ihnen auch heute keiner, das wissen sie nicht; und so wachsen viele Kinder – und keineswegs nur Kinder mit migrantischem Familienhintergrund! – bei ständig laufendem Fernseher auf, ohne Brettspiele, ohne gemeinsames Bilderbuchgucken, ohne tägliche gemeinsame Mahlzeiten mit Gesprächen über ihren Tag, ohne – das schon gar nicht! – musikalische, motorische, sprachliche Frühförderung, für die Eltern in Stadtteilen wie Eimsbüttel inzwischen einen großen Teil ihres Einkommens investieren. Fernsehen auf fünfzig Kanälen, Dokusoaps, scripted reality, Nachmittagstalkshows, das, was inzwischen böse „Hartz 4-Fernsehen genannt wird, ist es, was diese Gesellschaft Familien, für die die tägliche Zeitungslektüre, die Lektüre von Erziehungsratgebern und populärwissenschaftlichen neurobiologischen Büchern aufgrund ihrer Biografie nicht selbstverständlich ist, anbietet; dazu X-Box und Wii, Gameboy und Computerspiele. Da wir aber heute wissen, dass die Möglichkeiten unseres Gehirns keineswegs nur oder hauptsächlich angeboren sind, sondern dass es sich durch Synapsenverknüpfung vor allem in den allerersten Jahren erst zu dem entwickelt, was dann später der IQ einmal messen wird; da wir zudem wissen, dass diese Synapsen nicht beim Zusehen und Zuhören entstehen, sondern beim aktiven Tun: Wie können wir uns dann darüber wundern, dass Kinder deren Eltern vom Zeitpunkt ihrer Geburt an, ja oft schon viel früher, alles daran setzen, ihr Synapsennetz möglichst umfangreich und reißfest zu knüpfen, schon bei Schuleintritt einen großen Vorsprung haben, den die anderen nie mehr aufholen werden?

Kindheit heute macht, wenn sich die Eltern nicht aktiv bemühen, nämlich alles andere als klug. Und sie macht nicht einmal sozial kompetent. Vielleicht vergleichen wir einmal ganz prosaisch, wer bei dem kleinen Mädchen, das damals, obwohl ihm das nicht an der Wiege gesungen war, das Elise Averdieck Gymnasium betrat, bis dahin ganz selbstverständlich die Hirnreifung beeinflusst hatte – und wer das bei heutigen Kindern tut, wenn die Eltern nicht mit viel Aufwand und Anstrengung gegensteuern.

Als ich ein Kind war, in den fünfziger Jahren also, wer hat da darüber bestimmt, wie sich meine Synapsen entwickeln würden? Meine Eltern natürlich zuerst, die mit mir gespielt, mir vorgelesen und mich zum Aufräumen und Abtrocknen angehalten haben; ab vier die Schwestern im kirchlichen Kindergarten, mit denen wir gesungen, erzählt, gebetet und gebastelt haben; ab sechs dann Lehrer und Lehrerinnen; und natürlich zu jeder Zeit all die Kinder in der Nachbarschaft, auf der Straße, im Kindergarten, in der Schule, mit denen ich gespielt und bei denen ich im Spiel die Regeln menschlichen Zusammenlebens gelernt habe, ohne zu merken, dass ich sie lerne, und das, wie Kinder überall auf der Welt seit undenklichen Zeiten, in Verbindung mit motorischen Fähigkeiten beim Hüpfseilspringen und Hinkebock oder kognitiven Fähigkeiten bei diversen Sprach- und Ratespielen bei Regen. Die Kindergruppe war für Kinder seit jeher ein entscheidender Lernort, sozial, motorisch und kognitiv, und unsere Synapsen wurden dort entwickelt und verknüpft wie kaum anderswo. Medien dagegen nahmen auf die Entwicklung unserer Gehirne damals noch kaum Einfluss. Es gab keinen MP3-Player, nicht einmal Discman oder Kassettenrecorder, es gab keinen Gameboy und keine Wii, es gab keinen PC mit Internetzugang und in vielen Fällen auch keinen Fernseher. Unsere Synapsen durften sich im sozialen Austausch entwickeln. Und heutige Kinder? Vor allem in den bildungsfernen Schichten hat das Fernsehen mit Werbung, schnellen Schnitten und Teletubbys längst Einfluss auf ihre Hirnreifung genommen, bevor Gleichaltrige überhaupt auf den Plan treten; für das Spiel mit anderen Kindern bleibt wenig Zeit, wenn sie all den vielen Medien gerecht werden wollen, mit denen Haushalte und in vielen Fällen auch Kinderzimmer bestückt sind.

Aber nicht nur Zeitmangel führt dazu, dass unsere Spielplätze oft wie ausgestorben liegen, dass der Straßenfußball stirbt und wir unsere Klasespieler aus den ärmeren Ländern der Welt einkaufen müssen, wo auf den sandigen Wegen schon mit drei mit Blechdosen gekickt wird. Nicht nur Zeitmangel führt dazu, dass Kinder heute weniger mit Gleichaltrigen spielen, obwohl ihre Sehnsucht nach Freundschaft, nach dem Aufgehobensein in der

Gleichaltrigengruppe, der klassischen Kinderbande besteht wie eh und je, was die Popularität entsprechender Fernsehserien und Bücher beweist. Auch die bisher im Umgang mit den Medien gemachten Erfahrungen und ihr Niederschlag in den kindlichen Hirnen sind dafür verantwortlich.

Wer nämlich seine synaptischen Verknüpfungen zum großen Teil dem Fernsehen und Bildschirmspielen verschiedenster Art verdankt, der hat zumeist eine geringere Frustrationstoleranz entwickelt. Langweilt ihn der Film im Fernsehen, zapft er weiter; läuft das Spiel auf dem Gameboy schief, fängt er von vorne an; Unangenehmes lange durchzuhalten hat er auf diese Weise nicht gelernt. Und immer identifiziert er sich am Bildschirm nur mit dem Helden, dem Schönen, dem Starken, dem Sieger.

Kaum aber begibt er sich in die reale Welt der Kindergruppe, trifft er dort auf andere, die wie er daran gewöhnt sind, die Rolle an der Spitze einzunehmen, die wie er darauf bestehen, dass sie ihnen zusteht; und seine wie ihre Frustrationstoleranz sind dann oft nicht hoch genug, um über diese Klippen des Aushandelns sozialer Rollen, des Einhaltens von Regeln, des Aushaltens von Verlust und Zurückweisung hinweg zu helfen. Da fehlt etwas in den Hirnen. Ist dann auch noch das Sprachzentrum mangels früher Ansprache in der Familie unterdurchschnittlich entwickelt, können diese Kinder ihre Probleme noch nicht einmal altersgerecht besprechen. Erzieher behaupten gerne, alles ließe sich mit Worten regeln: Für diese Kinder stimmt das sogar objektiv leider nicht. Statt der Worte bleiben ihnen nur die Fäuste oder der Plastiklaster als Waffe. Zoff und Minderwertigkeitsgefühle sind für unsere kleinen Bildschirmhelden beim Spiel mit Gleichaltrigen vorprogrammiert, da gehen sie dann doch lieber wieder an die Konsole, wo es ihnen möglich ist.

Natürlich ist das eine sehr zugespitzte Beschreibung – aber darum ist sie in der Tendenz ja nicht weniger richtig. Viele Lehrer erfahren täglich, dass die Fähigkeit der Kinder schwindet, sich über längere Zeit auch dann zu konzentrieren, wenn es ihnen langweilig wird, und dass die Frustrationstoleranz bei Misserfolgserlebnissen verschwindend gering ist. Die *entscheidenden, prägenden* Erzieher vieler unserer Kinder und Jugendlichen sind in vielen Fällen eben nicht Elternhaus, Kita und Schule: Es sind vor allem durch Medien, und damit immer auch durch wirtschaftliche Interessen bedingte Strukturen, die sich vermittelt in den Hirnen unserer Kinder niederschlagen und damit auch die Schichtzugehörigkeit schon sehr früh festigen. Und wenn immer wieder Zahlen bemüht werden, die belegen, dass Jugendliche mit türkischem oder arabischen Hintergrund in der Kriminalitätsstatistik überproportional vertreten sind, dann hat eben auch das damit, wenn auch nicht nur damit, zu tun, mit Schichtzugehörigkeit, nicht nationaler Herkunft oder Religion.

Zur Erklärung leistungsmäßiger Differenzen wie sozialer Auffälligkeit nur die Gene zu bemühen, ist daher naiv und entspricht nicht ansatzweise dem derzeitigen Stand des Wissens. Und so traurig und erschreckend die derzeitigen Ergebnisse sämtlicher Test auch sind: Wenn wir wissen, wo die Ursachen liegen, könnten wir doch immerhin etwas dagegen unternehmen. Frühe Familienhilfen, kostenfreie Kitas mit Bildungsauftrag spätestens ab drei für alle Kinder und keine Ausgleichszahlungen an Eltern, die ihre Kinder stattdessen lieber zu Hause behalten; mit Maßnahmen wie diesen, die enorm kostspielig sind, der Gesellschaft aber auf die Dauer noch sehr viel enormere Kosten ersparen, könnte sich das Bild wandeln. Wie damals das kleine Mädchen könnten dann in Zukunft viele Kinder aus Familien, in denen sie die ersten sind, ihr Abitur bestehen.

Rund 50% der Neugeborenen in Hamburg haben das, was wir so gestelzt einen Migrationshintergrund nennen. In einer gerechten und auf das eigene Wohl bedachten Gesellschaft müsste das daher auch bei 50% der Abiturienten der Fall sein – davon sind wir weit, weit entfernt, was in Anbetracht der derzeitigen Bildungskarrieren ängstlich macht, wenn wir bedenken, dass ja logischerweise in nicht allzu ferner Zukunft rund 50% aller Hamburger einen Migrationshintergrund haben werden. Auch in Zeiten, in denen die Kassen

nicht so voll sind, wie man es sich wünschen würde, müsste frühe Förderung daher absolute Priorität haben.

Diese Schule allerdings ist ein Lichtblick. Was hätten Schülerinnen und Lehrerinnen des Elise Averdieck Gymnasiums, und nicht nur die des hauswirtschaftlichen Zweiges, vor fünfzig Jahren wohl gesagt, wenn man ihnen prophezeit hätte, dass an ihrer Nachfolgeschule im Jahr 2010 bei 23 AbiturientInnen mindesten ein Elternteil, oft beide, keine deutsche Herkunft haben würden? In 101 Jahren hat ein Wandel vom elitären Oberlyzeum für die Töchter der gehobenen Schichten zu einer Schule stattgefunden, an der jeder Schüler, unabhängig von seiner Herkunft, seinen Weg machen kann, und die damit ein Beispiel ist dafür, wie unsere Schulen in der Zukunft aussehen sollten. Sie alle und ihr alle könnt stolz auf eure Schule sein. Und wenn wir Glück haben, wird der Schüler, der beim Jubiläum in fünfzig Jahren hier den Festvortrag hält, derartige Fragen längst nicht mehr stellen müssen. Herzlichen Glückwunsch zum Jubiläum!